

Zeitschrift:	Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber:	Emanzipation
Band:	20 (1994)
Heft:	8
Artikel:	"- Verzeih meinen traurigen Brief" : die Lebensgeschichte der frühen Zürcher Studentin Maria Blei-Lehmann (1867-1943)
Autor:	Einsele, Gabi
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-361704

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VON GABI EINSELE

Die Lebensgeschichte der frühen Zürcher Studentin Maria Blei-Lehmann

Bei ihren Forschungen zur Geschichte der frühen Zürcher Studentinnen stiess die Germanistin Gabi Einsele immer wieder auf eine Frau namens Maria Lehmann. Die EMI-Mitarbeiterin hat sich auf die Spurensuche gemacht und eine typische Geschichte eines Frauenlebens zwischen Anpassung und Verweigerung gefunden.

Die Geschichte der Zürcher Studentinnen und damit derjenigen Frauen, die europaweit Pionierinnen der Wissenschaft waren, ist noch nicht geschrieben. Ricarda Huch, Anita Augspurg oder Käthe Schirmacher vergoldeten ihre Studienzeit in ihren Jahrzehnte später abgefassten Lebenserinnerungen nachträglich. Die «glückhaften Zeit von Zürich», wie sich die Wiener Germanistin Genia Schwarzwald euphorisch erinnerte, ist – von der «Wachsfügelfrau» Emilie Kempin einmal abgesehen – vornehmlich aus der Siegerinnenperspektive überliefert.

Für Frauen war ein Universitätsbesuch auch damals keineswegs der Auftakt für ein erfolgskröntes Leben. Nicht wenige von ihnen setzten ihrem Leben früh selbst ein Ende, strauchelten oder blieben auf halbem Weg stehen. Zu diesen «Halben» gehört Maria Lehmann. Das Medizinstudium in Zürich brach sie nach neun Semestern ab. Später absolvierte sie in den USA ein Zahnmedizinstudium, musste aber ihren Beruf nach wenigen Jahren Ausübung für immer aufgeben. Als Ehefrau eines Schriftstellers und Mutter zweier Kinder hinterliess sie Spuren politischen, übersetzerischen und künstlerischen Wirkens.

Über ihren Lebensweg liegt kaum Material vor; das wenige verdanken wir

über weite Strecken ausgerechnet einem für ihren Studienmisserfolg wohl massgeblichen Faktor: ihrem Mann Franz Blei (1871–1942). Seine «Erzählung eines Lebens», vierzig Jahre nach der ersten Begegnung veröffentlicht und ihr sowie den beiden gemeinsamen Kindern gewidmet, behält ihr, mit der er bis zu seinem Lebensende (also mithin fast ein halbes Jahrhundert) verheiratet war, einige wenige Seiten vor.

Rebellische Jugend

Maria Franziska Lehmanns Kindheit und Jugend? Einige Stichworte. Geboren am 2. Januar 1867 in Offenburg/Baden, besuchte die Tochter des Gerbermeisters und Gemeinderates Roman Lehmann und seiner zweiten Frau Karolina geb. Fuchs während fast sieben Jahren als interne Schülerin eine Klosterschule. Offenbar fühlte sie sich durch den für sie vorgezeichneten Lebensweg eingeengt. Mit Hilfe ihres älteren Bruders Karl flüchtete sie aus dem Elternhaus und arbeitete ein Jahr als Gouvernante in Spanien. 1890 kam sie nach Zürich, wo sie sich im Sommer 1891 an der medizinischen Fakultät immatrikulierte. Dort schloss sie sich einer Gruppe von StudentInnen um den Arzt und Sozialreformer Professor Forel (1848–1931) an. «Dieser Kreis – sagen wir – um Maria Lehmann»¹ verschrieb sich der Alkoholabstinenz, machte gemeinsame Ausflüge und besuchte politische Versammlungen.

In seiner «Erzählung eines Lebens» wies Franz Blei auf die «belebte und

gepflegte Schönheit» seiner späteren Frau hin, die in Kombination mit deren frauemanzipatorisch-radikalen Äusserungen offenbar Irritation hervorrief. Diese angebliche Inkongruenz, die spezifische Mischung aus Traditionalität und Modernität, mögen Maria Lehmann dazu prädestiniert haben, in einer Kunstfigur aufzugehen. Als Typus der *Femme fatale* wird sie in Dominik Müllers Roman «Felix Grollimunds russisches Abenteuer» porträtiert: Die «schöne Lindheim» ist hier Medizinstudentin, liiert mit einem «blasierten Grossstadtmenschen [...]», der in Wien irgendwo einen reichen Papa hatte.»

Romanfigur und Wirklichkeit

Ein weiterer Roman, für den Maria Lehmann Modell stand, diesmal für die Hauptfigur, setzt andere Akzente. Die Verfasserin Ilse Frapan (1849–1908) studierte selber zeitweise in Zürich. Dort muss sie Maria Lehmann und Franz Blei anfangs der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts kennengelernt haben. Sie entwirft in ihrem 1898 erschienenen Roman «Die Betrogenen» mit der Medizinstudentin Sybille Bauer alias Maria Lehmann eine Figur, der das Einfordern gleicher Rechte selbstverständlich ist. Charakterisiert als «römischer Jünglingskopf» mit «grossen blassen Zügen unter dem kurzlockigen blauschwarzen Haar», repräsentiert sie hier die Frau «des neuen Typus, die keinen andern Gesetzen gehorchte, als

meinen traurigen Brief»

(1867-1943)

denen ihres Willens». Dem Studium gilt anfänglich ihre ganze Aufmerksamkeit, doch sie schliesst nicht ab. Die Romanhandlung löst sich auf mit der Verheiratung der Heldenin, die zuvor mit ihrem Geliebten unverheiratet zusammengelebt hatte.

So ungefähr muss sich auch die Liebesgeschichte zwischen Maria Lehmann und Franz Blei angesponnen haben. Der vier Jahre älteren Schwarzwälderin trug der verliebte Wiener die typischen Attitüden emanzipierter Frauen nicht nach, die er im Grunde genommen missbilligte: die kurzen Haare, der gelegentliche Griff zur Zigarette, der kameradschaftliche Umgang mit Männern. Ausgerechnet ihm, dem Ökonomiestudenten aus gänzlich unakademischen Verhältnissen, neigte sich die Vielbegehrte zu. Die Beziehung der beiden intensivierte sich; ohne Trauschein wurde – damals unerhört – ein gemeinsamer Haushalt gegründet.

Die Bindung an Blei brachte es mit sich, dass Maria Lehmann ihr im Sommer 1891 begonnenes Studium an der Uni Zürich nach einem Semester unterbrach, ihm nach Genf folgte und ihre Studien in Zürich erst ab Sommersemester 1892 fortsetzte. Blei hingegen schloss sein Studium im März 1894 an der Universität Bern als Dr. Phil. ab. Wenige Monate später heiratete das Paar.

Emanzipierte Freundinnen

Über diese Heirat schreibt Blei in seinen Memoiren nonchalant hinweg. Nachforschungen im Trauregister des Zivilstandsamtes Zürich ergeben aber, dass eine bedeutsame Frauenrechtlerin an

der Blei-Lehmannschen Hochzeit im Juni 1894 als Trauzeugin fungierte: die Radikalfeministin und Pazifistin Anita Augspurg, damals Jusstudentin in Zürich. Mit ihr, mit Käthe Schirmacher, Anna Eysoldt (verh. Aebi) und Frieda Bebel (verh. Simon) pflegten Blei-Lehmanns anfangs der neunziger Jahre gute Kontakte. Beiläufig erwähnt Maria Blei 1894 in einem Brief eine Audienz bei Dr. Emilie Kempin-Spyri (1853-1901), was ebenfalls für ihren Verkehr in emanzipationsbewussten Zusammenhängen spricht.

Wie aber hielt sie es selber mit der sogenannten Frauenfrage? Viel wissen wir nicht darüber. Immerhin: Zu einem Zeitpunkt, in dem sie bereits nicht mehr als Studentin immatrikuliert war, wurde am 29. Juni 1896 in Berlin eine von «Maria Blei-Lehmann» unterzeichnete Grussbotschaft der Zürcher Studentinnen vorgelesen. Darin wurde den deutschen Frauen Unterstützung im Kampf gegen ein geplantes neues Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) zugesichert, welches aus der Sicht fortschrittlicher Frauen gravierende Mängel enthielt.

Überlebensmuster

Knapp drei Jahre nach der Heirat wurde Maria Blei zum ersten Mal Mutter. 1897 brachte sie an der Rütistrasse 15 in Zürich die Tochter Maria Eva Sibylla zur Welt. Ob die mit der Geburt des ersten Kindes gekoppelte implizite (oder auch explizite) Verweisung auf ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter ihr vor Augen führte, wie gefährlich ihr die abgebrochene Berufsausbildung werden könnte? Wie sehr sie sich damit ihrem Mann – dessen Bibliomanie mehr Geld kostete, als sie einbrachte – auszu liefern drohte? Oder war es das Vorbild ihrer Schwägerin, einer Ärztin, die 1880 in Bern doktoriert hatte, das sie ermutigte, dennoch nach einem akademischen Abschluss zu streben?

Die Schwägerin, Hope Bridge Adams-Lehmann (1855-1916), praktizierte gemeinsam mit ihrem Mann, Marias Bruder Karl Roman Lehmann (1865-1915), der ebenfalls Arzt war. Das Haus an der Gabelsbergerstr. 20a in München, das



Maria Bley, vermutlich im Sommer 1900
(Privatbesitz Carola Schwarz, Gengenbach).

Praxis und Wohnung enthielt, war politischer Salon und Treffpunkt von Sozialisten und Sozialistinnen. Clara Zetkin, Rosa Luxemburg und August Bebel verkehrten dort ebenso wie Lenin und Nadeschda Krupskaja. Auch Maria Bley muss sich mindestens ab und zu an der Gabelsbergerstrasse eingefunden haben. Wie sonst wäre sie dazu gekommen, als Ausweichadresse für dem Revolutionär Lenin nicht zugestellte oder nicht zustellbare Postsendungen aufgeführt zu werden: «Sollte von Lenin einmal eine Sendung nicht bestätigt werden, dann musste nach seiner Anweisung vom 22. März 1901 an den Petersburger Kampfbund für die Befreiung der Arbeiterklasse eine Anfrage an die ‹Zahnärztin›, an Maria Blei gerichtet werden, die an der Arcisstr. wohnte.»²

Berufsausbildung als Zahnärztin

Ab September 1900 waren Franz, Maria und Sibylla Blei an der Arcisstr. 19 angemeldet. Im Anschluss an die Rückkehr aus Philadelphia, USA, wo Maria Blei den Titel einer «Doctor of Dental Surgery, D.D.S.» erworben hatte, hatte sie sich in München eine Zahnarztpraxis aufgebaut. Der Schriftsteller Franz Kafka notierte in seinem Tagebuch, dass sie ihren Mann mit ihrer Erwerbstätigkeit als Zahnärztin unterhalten habe. Tatsächlich ist von 1902–1905 in den Adressbüchern der Stadt München folgende Angabe nachweisbar: «Bley Maria, Doctor of Dent. Surg. in Amerika approb. Zahnärztin». Nach einigen Jahren musste die gutge-

hende Praxis jedoch aus gesundheitlichen Gründen aufgegeben werden. Das ständige Zahneziehen – damals **der Handgriff** zahnärztlichen Wirkens – führte offenbar zu einer chronischen Erkrankung des Handgelenks. Doch ist anzunehmen, dass Maria Bleys im Ausland erworbener Titel früher oder später ohnehin die Aufgabe ihrer Berufstätigkeit erzwungen hätte.

Ob die Preisgabe der Praxis Maria Bley dazu inspirierte, nach neuen Ufern Ausschau zu halten? Im einem Heft des dritten Bandes der 1899 gegründeten «Insel» findet sich ein Text von André Gide. Der Titel «André Gide, Der schlechtgefesselte Prometheus. Aus dem Französischen von M.B.» legt eine Übersetzung durch Maria Bley – vermittelt durch ihren Mann? – nahe. Weitere Übertragungen sind jedoch nicht auffindbar.

Im Juni 1905 gebar Maria Bley den Sohn Peter Maria. Was Maria Bley in diesen Jahren umtrieb, ist (noch) nicht bekannt. Franz Kafka, dem sie mit ihrer «äusserlich kaum begründeten Schwärze, die nur von einem kräftigen Charakter in die Haut getrieben sein kann» wohl suspekt war, hielt 1911 eine Scheidung des Ehepaars (die es nie gab) für gewiss. War das Beziehungsgefüge schon seit längerem brüchig geworden? Hervorgerufen – oder bloss sichtbar gemacht – durch die ständigen ausserehelichen Affären Bleis? Mit dem Wiedereintritt der ganzen Familie in die katholische Kirche 1919 scheint das Paar erneut zusammengerückt zu sein. Eine von der Familie bezogene grosse Villa ermöglichte, wenn nicht ein fruchtbare Miteinander, so doch wohl ein geordnetes Nebeneinander.

Künstlerische Tätigkeit

Anfangs der zwanziger Jahre scheint sich Maria Bley künstlerisch betätigt zu haben – welcher Art und mit welchem Erfolg liegt im Dunkeln. In einem Brief vom Mai 1922 aus Bonn an Anny Henckell, die Frau des Schriftstellers Karl Henckell, macht sie auf kreative Fähigkeiten und Tätigkeiten aufmerksam, gibt aber auch ihrer Verzweiflung Ausdruck: «Du wirst es schwer verstehen können, dass ich aus dem Leben fliehen möchte vor lauter Leid und Not. Letzthin bei einer Ausstellung hier im Museum hatte ich eine glänzende Kritik meiner Arbeiten, besonders in künstlerischer Beziehung. [...] aber was nützt sie mich? ich habe fast gar keine Aufnahmen, kämpfe den schwersten Existenzkampf und was noch viel mehr drückt: [...] keinen Menschen. [...] Du kannst Dir das alles nicht vorstellen – verzeih meinen traurigen Brief. [...] Hätte ich die Kinder nicht, dann hielte mich nichts mehr hier auf der Erde.»³ Die Kinder aber bedurften der Mutter zu diesem Zeitpunkt bereits kaum mehr. Die Tochter Billy, Schauspielerin von Beruf, lebte in Wien⁴, wohin es 1927 auch den Sohn Peter ziehen sollte. Auch ihr Mann meldete sich im selben Jahr, zwei Monate nach ihrem 60. Geburtstag, in München ab – und in Berlin an, wo er vermutlich bereits seit Jahren logierte. Einzig Maria Bley blieb, zumindest der Behörde gegenüber, weiterhin an der Karl Theodorstr. 14/I in München wohnhaft. Ob sie die folgenden Jahre zum Reisen nutzte? In einem Brief von

1929 an einen alten Freund aus dem sozialistischen Umfeld berichtet sie von einem Besuch am Grabe ihres Bruders Karl in Frankreich; als ständige Adresse gibt sie diejenige ihres Mannes in Berlin an. Dieser teilte sich inzwischen mit dem Sohn Peter dort eine Wohnung und schrieb an seinen Lebenserinnerungen.

Fluchtwege, Entfremdungen

Etwa 1932 erfolgte die Abreise der Familie nach Mallorca. In Cala Ratjada, einem Fischerort im Nordosten der Baleareninsel, liessen sich Mutter, Sohn und Vater während einiger Jahre nieder. Auch die Tochter Billy und ihre Lebensgefährtin Sarita Halpern sollten sich eine Zeitlang dort aufgehalten. Von Franz Blei ist bekannt, dass er in Mallorca an einem Romanprojekt («Das Trojanische Pferd») schrieb, von Maria Bleys Leben in dieser Zeit wissen wir nichts. 1936 erzwang der Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges eine plötzliche Preisgabe der Mallorquiner Idylle (so es denn wirklich eine war). Bleis Odyssee ins Exil nahm ihren Anfang; er verliess die Insel als erster. Maria und Peter Bley blieben vorerst noch, da sie glaubten, «es da mit Kredit durchhalten zu können» (so Blei in einem Brief). Geplant war die Weiterreise nach Barcelona. Ob etwas daraus wurde, ist unbekannt.

In den ersten Kriegsjahren muss Maria Blei sich in Costa de Caparica in Portugal, wo sich ihre Tochter niedergelassen hatte, aufgehalten haben. 1939 erhielt sie in Berlin einen Brief von ihrem Mann aus Frankreich, worin dieser sie zur Flucht aus Deutschland zu überreden versuchte. Er beschwore «Maria-dear» darin, ihm nach Südfrankreich zu folgen, denn «dort gibt es keine Depres-

sionen mehr». Doch «Maria-Dear» kam dem Wunsch ihres Gatten, der seinerseits Südfrankreich schon bald wieder verlassen musste, nicht nach. «Liebste Maria» war sie ihrem Mann ohnehin nicht mehr – mit dieser Anrede bedachte Blei in diesen Jahren seine Freundin Maria Börner, die sich als Journalistin in Frankreich aufhielt.

Zwischen Widerstand und Anpassung

Am 8. November 1943 starb Maria Bley in Gengenbach bei Offenburg. Ihre Lebensgeschichte kann als Biographie einer «begabten Frau im Schatten eines berühmten Mannes» (Inge Stephan) gelesen werden. «Nur-Ehefrau», die sich ausschliesslich über ihren Mann definierte, war sie dennoch nie. Der 14 Jahre jüngeren Katja Mann, die Maria Lehmann in jungen Jahren äusserlich so ähnlich sah, war es selbstverständlich, das begonnene Mathematik-Studium aufzugeben, um sich ganz in die Rolle der Haus- und Familienfrau zu fügen. Maria Bley verweigerte sich dieser Rolle, immer wieder – doch immer nur halb. Weil sie ihr nichts Eigenes, Unverwechselbares entgegenzusetzen hatte? Oder weil sie zu sehr davon beansprucht wurde, ihren beiden Kindern das vaterlose Heim zum Nest zu machen?

Ihr Drang, Eigenes zu schaffen und sich selbst zu verwirklichen, fand letztlich keine Entsprechung. Ein tragisch-grelles Schicksal à la Mileva Maric-Einstein blieb ihr erspart. In ihrer Ehe scheint sie

sich letztlich arrangiert zu haben. Um eine eigene (berufliche) Identität zu ringen, scheint ihr erst in der Lebensmitte wieder möglich gewesen zu sein – zu einem Zeitpunkt, in dem sie sich total isoliert fühlte, psychisch und materiell gleichzeitig einen belastenden Existenzkampf führte und zudem um das Wohl ihrer Kinder sehr in Sorge war. Maria Bleys Leben beinhaltete unerfüllte Sehnsüchte und ungelebte Potentiale. Typisch eben für ein heterosexuelles Beziehungsmuster, das ohne Hierarchien nicht auskam und ihr eine ganz bestimmte Rolle zuwies: ruhender Pol im Leben eines ruhelosen Mannes zu sein.

Anmerkungen

Die unstete Schreibweise des Familiennamens Blei/Bley widerspiegelt die vorliegende Quellenlage. Da der bürgerliche Name des Ehemannes jedoch Bley und nicht Blei lautete und auch von Maria Bley (nicht jedoch von der Tochter Sibylla) mehrheitlich verwendet wurde, wird dieser Schreibweise der Vorrang gegeben.

- 1 Zitat aus einem Brief von Otto Hinrichsen vom 14. April 1938, unveröffentlicht. Sozialarchiv Zürich, Nachlass Otto Lang. Ar. 102.4.
- 2 Erwin Dittler: Erinnerung an Dr. Carl und Dr. Hope Bridges Adams-Lehmann (2). Typoskript, Kehl-Goldscheuer 1993, S. 8.
- 3 Brief vom 5. 5. 1922, Carl Henckell-Nachlass, Staatsbibliothek Aarau (für Kopien danke ich Bernd Echte, Zürich).
- 4 Zu Sibylla Blei vgl. meinen Aufsatz in Frau-O ohne Herz 34/94.

GABI EINSELE ist Verfasserin eines längeren Beitrags über Maria Blei-Lehmann mit dem Titel «Dieser Kreis – sagen wir – um Maria Lehmann», der im Symposiumsband über «Franz Blei – Mittler der Kulturen» voraussichtlich 1996 erscheinen wird (hg. von Gregor Eisenhauer und Dietrich Harth).